



-Eigentlich klingt
nur noch der Name stark
nach Ex-Jugoslawien-:
Boris Previsic. Foto: Nils Fisch

«Jugoslawien war eine Willensnation»

Boris Previsic, Musiker und Uni-Dozent, spricht über die Geschichte, Kultur und unsere Wahrnehmung des westlichen Balkans. *Von Amir Mustedanagić und Marc Krebs*

CULTURE SCAPES

Die Veranstaltungsreihe Culture-scapes setzt derzeit «den Balkan» ins Zentrum, bringt mit Co-Veranstaltern wie der BuchBasel, der Kaserne oder der Universität Künstler und Intellektuelle hierher, wodurch der Austausch und das Verständnis gefördert werden sollen. Was aber ist der Balkan, wofür steht er? Was hat es mit den Vorurteilen und Klischees auf sich? Und was sind die Gemeinsamkeiten mit der Schweiz? Das haben wir einen gefragt, der es wissen muss: Boris Previsic, Sohn eines Kroaten und einer Schweizerin. Er ist 41, Dozent an der Uni Basel, habilitierte zur literarischen Rezeption der postjugoslawischen Kriege. Und verfolgte zuvor eine musikalische Laufbahn. Beide Tätigkeiten haben ihn immer wieder in den Balkan geführt.

Herr Previsic Mongelli, warum haben Sie bei der Heirat nicht ganz auf die Stigmatisierung verzichtet und nur den Namen Ihrer Frau angenommen?

Erstens ist es mein Markenzeichen als Musiker, ich bin immer als Boris Previsic aufgetreten. Zweitens habe ich immer unter diesem Namen publiziert. Drittens kommt es in Sachen Diskriminierung auf die soziale Schicht an, in der man sich bewegt: Previsic war für mich weder als Künstler noch als Akademiker ein Hindernis. Was erstaunen mag...

... weil man immer wieder hört, wie Leute allein bei der Wohnungssuche benachteiligt sind und mit Vorurteilen kämpfen müssen.

Das «-ic» ist vor allem das Problem. Es hängt alles an diesen zwei Buchstaben. Ich kenne Kroaten, Bosnier oder Serben, die kein «-ic» im Namen

tragen, die tatsächlich weniger Vorurteile erfahren. Deshalb hat man im Kanton Zürich für Lehrlinge ein anonymes Bewerbungsverfahren eingeführt und festgestellt: Die Leute mit einem «-ic» hatten plötzlich proportional bessere Chancen. Wenn ich mich politisch engagiere, tue ich es gerade für solche Sachen. Denn als Künstler und Akademiker bin ich in einer privilegierten Situation.

Kamen Sie hier zur Welt?

Ja, in Richterswil. Meine Mutter ist Schweizerin, mein Vater Jugoslawe. Gewesen. Ich fuhr immer nach Jugoslawien in die Ferien, bis man in den Achtzigerjahren auch Kroatien wurde. Zu dieser Zeit wurden erste nationalistische Tendenzen spürbar.

Und als was verstehen Sie sich?

Ich fühle mich schweizerisch sozialisiert, als Schweizer also. Eigentlich klingt nur noch der Name stark nach Ex-Jugoslawien.

Kürzlich, beim Fussballspiel Schweiz-Albanien, standen viele Schweizer auf dem Feld mit Bezug zu Albanien. Keine Seltenheit: Das Herz vieler junger Leute schlägt für beide Länder, zugleich scheinen sie an beiden Orten nicht genügend verwurzelt, um sich festzulegen.

Ich habe Mühe mit dem Begriff der «Verwurzelung». Er entstammt einer dubiosen Blut-und-Boden-Metaphorik, von der wir spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg genug haben. Ich bin deshalb vorsichtig. Identität gibt es nicht einfach: Man spielt mit ihr, kämpft mit ihr, konstruiert sie – vor allem auch, um im politischen Bereich Profit daraus zu schlagen. Und das ist zentral für die Jugoslawien-Krise. Jugoslawien ist nicht zerfallen,

weil es dort verschiedene Kulturen gibt oder verschiedene Ethnien, sondern weil man die kulturelle Vielfalt in ihr Gegenteil verkehren wollte, um Profit daraus zu schlagen.

Den Bosniaken, den Kroaten oder den Serben gabs gar nicht?

Schon, aber es gab auch unglaublich viele «Mischehen». Zudem spielte im sozialistischen Jugoslawien auch die Religion noch keine so tragende Rolle. Als der Krieg bereits begonnen hatte – zumindest in Sarajevo war das so –, wurden die Bewohner gezwungen, sich zu überlegen, was sie seien. Sie haben gemerkt: Ah, ich bin zwar hier, aber meine Grossmutter stammt aus Serbien oder woher auch immer – und mussten sich dann entscheiden. Vorher gab es kein besonderes Spannungsverhältnis – vor allem in den Gebieten, wo der Krieg am meisten wütete: in Bosnien und in der Herzegowina. Es waren ganz bestimmte politische Akteure, die daraus Kapital schlugen.

Es ging um Machtansprüche?

Ja. Holzschnittartig gesagt, wollten sich Franjo Tudman bei den Kroaten und Slobodan Milosevic bei den Serben den Kuchen aufteilen. Darum ist es interessant, was ich in meiner wissenschaftlichen Arbeit gemacht habe, wenn ich den Sprung machen darf.

Klar. Sie haben in der Literatur untersucht, wie der Kriegsvorgang reflektiert wurde, wann der Krieg angefangen hat.

Genau. Und in Erzählungen nachgeforscht, wie Betroffene reagieren, deren Stadt bombardiert wird. Im Roman von Sasa Stanisic etwa. Oder auch im Tagebuch des Journalisten Mladen Vuksanovic. Gerade seine Geschichte ist spannend, er hat slo-

CULTURE SCAPES

wenische Wurzeln, lebt aber in Pale, das zur Hochburg der Serben wird, kämpft sich durch, bis er flüchten muss. Aus seinen Erzählungen ist einerseits ersichtlich, dass der Krieg kaum vorauszusehen war, weil niemand an diese Möglichkeit gedacht hatte, auch im Ausland nicht. Andererseits, dass es ein sehr irreales Erlebnis war, als plötzlich Panzer auf-führen.

Wurden wir im Westen vom Krieg in Jugoslawien überrascht, weil unser Blick zu stark auf die Auflösung der kommunistischen Systeme im Osten gerichtet war?

Ja, das ist ein wichtiger Punkt. Europa hat als Akteur im Jugoslawienkrieg vollkommen versagt, weil es sich nicht verantwortlich fühlte. Deutschland war mit sich selbst, mit der Wiedervereinigung beschäftigt. Zudem schaute die ganze Welt nach Kuwait, das vom Irak überfallen worden war. Im Schatten davon wurden alle Kriegsvorbereitungen in Jugoslawien getroffen. Die Akteure, die an einer Eskalation interessiert waren, bewaffneten die Leute.

Sie nutzten also die weltpolitische Situation aus?

Ja. Im Informationszeitalter könnte es wohl nicht mehr so schnell passieren, dass eine solche Entwicklung verpasst wird. Spätestens nach dem Massaker in Srebrenica 1995 wachte die Weltgemeinschaft auf, allen voran Deutschland... Was mir dabei wieder einfällt: Vor dem Bürgerkrieg schrieb ich einen Brief an René Felber ...

... den Schweizer Bundesrat?

Ja. 1987 habe ich ihm ganz naiv als Gymnasiast geschrieben und vorgeschlagen, es sei jetzt der Zeitpunkt gekommen, dass die Schweiz – was auch einer Selbstüberschätzung und dem Stolz als Schweizer entsprungen war – eine internationale Konferenz einberufen sollte, bei der man reflektiert, wie Jugoslawien als Confoederatio Jugoslavica reorganisiert werden könnte. Angelehnt an unsere Confoederatio Helvetica.

Erhielten Sie eine Antwort?

Ja, von ihm persönlich. «Wir engagieren uns bereits mit Hilfswerken»,

beschied er mir. Noch heute finde ich, dass es der richtige Zeitpunkt und das richtige Modell gewesen wäre, Jugoslawien zu retten (lacht).

«Les Balkans n'existent pas» heisst die Ringvorlesung an den Universitäten Basel und Zürich, die Sie mitinitiiert haben: Ist diese Region so vielschichtig und heterogen wie die Schweiz, ist das eine Gemeinsamkeit?

Ganz klar, ja! Die Schweiz hat sich nie über eine einzige Sprache definiert, über eine einzige Region, sondern als Willensnation. Jugoslawien ging vor 100 Jahren aus der Konkursmasse des Osmanischen und habsburgischen Reiches hervor, Rest-

«Der Begriff Balkan ist stark aufgeladen und steht für Europas schlechtes Gewissen.»

europa gab dem Staat wenig Überlebenschancen. Aber wie die Schweiz prosperierte diese Willensnation, in der sich mehrere Ethnien und Sprachen fanden – und die sich aus eigenen Kräften gegen Hitler-Deutschland und Mussolini verteidigen konnte.

«Les Balkans n'existent pas»: Und doch fassen wir Südosteuropa als Balkan zusammen, aktuell etwa das Kulturfestival Culturescapes ...

Ja, obschon der Balkan geografisch nicht so klar definiert ist. Die Angehörigen vieler Völker dort, Kroaten etwa, zählen sich nicht zum Balkan. Die Bulgaren sind stolz darauf, weil das Balkangebirge in ihrem Land ist. Doch der Begriff ist politisch stark

CULTURE SCAPES

aufgeladen. Wir unterscheiden in unseren Ringvorlesungen an der Uni deshalb absichtlich vom plakativen Bild der Region, das meist nur den Westbalkan umfasst. Wir wollen zeigen, dass der Balkan auf ein langes historisches Erbe zurückgreifen kann. Dass man plötzlich auf Ex-Jugoslawien den Begriff anwendet, ist unglücklich, so wie man auch nicht vom Balkankrieg sprechen konnte in den 1990er-Jahren: Denn Bulgarien, Rumänien, Albanien, Griechenland, auch Mazedonien hatten nichts damit zu tun. Wenn man historiografisch korrekt sein will, handelte es sich um verschiedene Sezessionskriege. Ein Abspaltungskampf innerhalb eines Landes, den es so immer wieder und überall gab.

Woher rührt der Begriff Balkan?

Aus dem Türkischen. Er steht für das Gebirge allgemein und speziell für die Stara Planina in Bulgarien, ab dem 18. Jahrhundert dann für die ganze Region. Die Balkanhalbinsel galt bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert als «europäische Türkei». Nach dem Ende des Osmanischen Reiches blieb der Balkanbegriff der nächstliegende.

Und heute?

Steht der Begriff für eine Schublade, in die wir eine Region stecken, die uns fremd ist. Der Balkan gehört eigentlich zu Europa und irgendwie doch nicht. Zwar mehrheitlich christlich geprägt, gibt es auch eine islamische Minderheit. Der Balkan ist eine Region, die – und das zeigt die bulgarische Historikerin Maria Todorova schön auf – das schlechte Gewissen von Europa bezeichnet.

Wie meinen Sie das?

Europa versteht sich noch immer als

zivilisatorisches Projekt: Es dient als Vorbild für Menschenrechte und vieles mehr, dabei vergisst man aber gerne, dass vor 60 Jahren der schlimmste Krieg der Zivilisation in Europa losgetreten worden ist. Als Jugoslawien zerfiel, griff man plötzlich auf ein Erklärungsmuster zurück, das seinen Ursprung beim Balkankrieg von 1912/13 hat. Dazu kam das Attentat von Sarajevo, das Europa als Vorwand diente, einen Krieg loszutreten. Damals schon wurde die Metapher vom Balkan als Pulverfass verwendet. Das Stigma, dass es sich um eine kriegerische Ecke handle, blieb haften...

... und wurde wieder hervorgeholt, um eine Erklärung für den Jugoslawienkrieg zu finden?

Ich meine: Ja. Dass im übrigen Europa gleich viele oder sogar noch mehr Kriege geführt wurden, wird gerne ausgeblendet. Stattdessen hiess es: Die Zivilisation dort unten sei immer gewalttätig gewesen. Es gibt eine aktuelle Anekdote dazu von Maria Todorova, die ich gerne erzählen möchte.

Nur zu.

Sie war an einer Tagung in Wien, es ging um anthropologische Konstanten auf dem Balkan. Da behaupteten Historiker, dass die Blutrache, welche Messerstechereien impliziert, typisch für die Balkanregion sei. Todorova gab zu bedenken, dass sie gerade an einem Platz vorbeigekommen sei, wo einst Hexenverbrennungen stattfanden. «Wenn das Messer auf dem Balkan das Muster ist, dann muss das deutsch-österreichische Muster die Verbrennung sein: Von der Hexen- bis zur Judenverbrennung lässt sich eine historische Konstante bestimmt festmachen.» Damit stiess sie die Kollegen vor den Kopf – und zeig-

te auf, wie Stereotypen entstehen können. Es sind im Prinzip immer Fremdzuschreibungen, um jemand anderes abzustempeln.

Der Krieg hat das Bild der Jugoslawen in Europa verändert, die Wahrnehmung kippte: «Jugo» stand nicht mehr für eine Automarke, wurde abschätzig verwendet. Wann setzte das ein?

Als die Albaner im besetzten Kosovo wie auch im restlichen Jugoslawien in den 1980er-Jahren immer mehr unterdrückt wurden und keinen Job mehr fanden, als arme «Wirtschaftsflüchtlinge» in die Schweiz kamen und nicht mehr nur Fachkräfte. Zu diesem Zeitpunkt fielen die Jugoslawen aus Schweizer Sicht auf, ja, unter das «Niveau» der Italiener. Als der Krieg einsetzte, wurden dann auf einmal alle Jugoslawen in einen Topf geworfen und gesagt: Schaut nur, die sind ja alle gewalttätig. Indem die Schweiz zuvor jugoslawische Arbeitskräfte geholt hatte, nahm auch der Flüchtlingsstrom zu.

Heute sind rechtsgerichtete Schweizer stolz auf die Fussball-Nati, die aber ohne die Nachkommen von Migranten nicht sehr schlagkräftig wäre.

Richtig. Die Schweiz hat das wirtschaftliche Potenzial der Flüchtlinge in den letzten 20 Jahren schlechtergedet. Je mehr diese Leute für uns arbeiten, umso höher wird unser Bruttosozialprodukt. Je mehr wir in ihre Bildung investieren, umso höher wird die Wertschöpfung und die Integration. Stattdessen werden Fremde als Gefahr wahrgenommen, ausgegrenzt. Die Integrations- und Bildungspolitik muss da noch viel mehr unternehmen. Denn ungenutztes Potenzial ist für alle schlecht: Für die

CULTURE SCAPES

Schweiz wie auch für die Ausländer, denen es an Perspektiven mangelt.

Als Brückenbauerin kann immer auch die Kultur dienen. Sie sind selber Musiker, haben in Sarajevo ein Ensemble gegründet, führen Neue Musik auf. Wollten Sie der kriegsversehrten Region nicht Populäreres näherbringen?
Nein, das habe ich DJ Bobo überlassen (lacht). Sein Konzert lockte Zehn-



CULTURE SCAPES

Tausende an und erfreute die Leute. Ich bin ausgebildeter Musiker – und mich reizt die technische und geistige Flexibilität, die auch von den Zuhörern abverlangt wird. In der Schweiz wird dieses «Sperrige» übrigens weniger geschätzt als in Sarajevo. Spielen wir dort ein Stück von John Cage, ist der Hauptkonzertsaal der Stadt bis auf den letzten Platz gefüllt.

Wie erklären Sie sich das Publikumsinteresse?

Die Leute finden wohl, dass sie etwas verpasst haben und da hingehen müssen. Kommt hinzu, dass der Brain Drain – viele Künstler flohen in den kriegerischen 90er-Jahren – gerade in der Musik spürbar ist. Die Musikerszene in Ex-Jugoslawien ist weniger reichhaltig als bei uns, die Leute sind hungrig auf Konzerte. In der Schweiz hingegen ist eine hohe Sättigung auszumachen, Kultur wird überall geboten, ja, fast schon nachgetragen. In Osteuropa nahm die Kultur nach dem Krieg eine grosse Bedeutung ein: für die intellektuelle und soziale Interaktion.

Wie wichtig war es für die Gesellschaft, dass der Krieg literarisch verarbeitet wurde?

Sehr wichtig, weil die Literatur mehr Möglichkeiten zulässt, Fragen nachzugehen, die in der Realität kaum zu bearbeiten sind. Zum Beispiel Fragen wie: Was war das für ein Krieg? Was wäre ohne Krieg möglich gewesen? Warum muss der Nachbar auf mich schiessen? Und die Fragen müssen nicht beantwortet werden, sie können reflektiert werden. Emir Sulajic hat die UNO-Truppen begleitet, die Bela-

«Die Populärmusik überlasse ich

DJ Bobo, der lockte Zehntausende an.»

gerung inklusive dem Massaker von Srebrenica begleitet. In seinem Tagebuch hat er explizit auch andere Perspektiven gesucht: vom Panzerschützen auf dem Berg, dem Soldaten gegenüber. Oder ein anderer Augenzeuge rekurriert auf Kafka, um das Unfassbare erzählen zu können. Da bietet Literatur ein einmaliges Werkzeug, um solche Geschehnisse und Gedanken in Sprache zu fassen.

Nimmt die Kultur auch eine besondere Rolle ein, weil sie naturgemäss nicht an Ländergrenzen haltmacht?

Kultur ist – erlauben Sie mir die doppelte Metapher – ein zweischneidiges Damokles-Schwert. Denn Kultur kann extrem schnell instrumentalisiert werden, so erhält sie Geld. Nehmen wir die Populärmusik: Da gab es wesentliche Kulturtransfers auch zur Zeit des Krieges auf der Ebene des musikalischen Materials, während

die Texte einfach umgeschrieben wurden, indem der Freund zum Feind wurde – und umgekehrt. Inzwischen ist die sogenannte Jugosphäre entstanden. Schriftsteller innerhalb von Serbien, Kroatien und Bosnien rotieren, geben Lesungen in den anderen Ländern – bis vor fünf Jahren gab es diesen Austausch noch nicht, obschon die Themen über Nationalgrenzen hinausgingen und Literatur sowieso keine Grenzen kennt.

Worauf basiert die Entwicklung?

Einerseits lässt sie sich mit der sprachlichen Einheit erklären, wir lesen auch deutsche und österreichi-

sche Autoren. Andererseits besteht ein Mangel an guten Leuten, sei es in der Literatur oder der Musik. Wenn ich etwa für ein Konzert in Sarajevo Musiker suche, reicht das Angebot dort nicht aus, wenn man gewisse Ansprüche hat. Ich muss mit Musikern aus Zagreb, Belgrad oder Skopje zusammenarbeiten.

Die Melancholie und Festfreude wurde in den 90er-Jahren durch Musik und Filmmusik auch zu uns in die Schweiz getragen.

Ein Klischeebild, weil natürlich nicht alles ankam, was die Musik und Kunst transportiert. Nehmen wir den bekannten Film «Underground» von Emir Kusturica, darin findet sich vieles, was bei uns als «typisch Balkan» empfunden wird: von der Brass-Band-Musik bis zu Gewaltdarstellungen. Aber der Film hat auch ein historisches Datum, er vergleicht den Zweiten Weltkrieg mit dem Jugoslawienkrieg im Jahre 1993. Wer das weiss, fragt sich: «Was habe ich mit diesem neuen Krieg zu tun?» Musik und Film sind ein Transportmittel, emotionale Zugänge zu einer anderen Ebene. Wenn ich einen Balkanrhythmus höre, kann ich nicht mehr stillstehen – und auch das kann ein Ausgangspunkt sein, um die Reflexion zu schärfen.

Balkanpartys erfreuen sich in der Schweiz grosser Beliebtheit. Ist die Musik auch Mittel, um Verständnis für eine Kultur zu schaffen, die vielen Schweizern fremd ist?

Absolut. Italianità ist heute in der Schweiz ein kulturelles Muss, vom Essen über die Musik bis zum Film. Das war nicht immer so. Für Generationen vor uns waren die Italiener Gastarbeiter, wurden wie Leute zwei-

ter Klasse behandelt. Über die Kultur merkt man, dass diese Leute etwas in unser Leben hineinbringen, das wir in dieser Form nicht haben, eine Bereicherung sind für die Schweiz. Ob Cevapcici oder Burek jemals so populär sein werden wie Spaghetti, ist allerdings schwer zu sagen (lacht).

✉ tageswoche.ch/+bhyob

Lesen Sie online die ungekürzte Version dieses Gesprächs.